



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutlichen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasilien.

Herausgegeben von der Evangelischen Pastoralconferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasilien.

15. Jahrgang.

Blumenau, im September 1922.

Nr. 9.

Die wertvollste Gabe.

1. Kor. 13, 1—3. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weisagen könnte, und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis, und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir's nichts nütze.

In der wegen ihrer Laster berühmten Handelsstadt Korinth gab es eine Gemeinde erweckter Christen. In deren Mitte wurden die verschiedensten geistlichen Gaben gepflegt: hinreißende Rede, verzücktes Beten, geistreiche Schriftauslegung, prophetische Weisagung. Männer gab es, denen war tiefe Erkenntnis in die Geheimnisse Gottes verliehen, darüber, was Glück, Leid und Schuld im Menschenherzen wirken sollen. Glaubenstaten geschahen, die machten Unmögliches möglich. Sinn für die Vinderung der Not war in reichem Maße vorhanden und nicht zuletzt herrschte die Bereitwilligkeit, für den Glauben alles einzusetzen.

Man sollte meinen, das Gemeindeleben in Korinth müsse ein durch und durch befriedigendes, voll Leben und Streben, gewesen sein. Aber dem war nicht so. Die Gemeinde war in Parteien zerrissen, Eifersucht tobte, die im Glauben Starken schämten sich nicht, den Schwachen Anstoß zu geben, und die Reichen konnten den Armen gegenüber recht lieblos auftreten.

Woran lag das? Der Apostel sagt es den Korinthern. Er erkennt freudig an, was an ihrem Gemeindeleben zu loben ist. Aber so vieler Gaben die Korinther sich auch rühmen mögen, die wertvollste fehlt ihnen: die herzliche Liebe unter einander. Darum haben die Gaben, die sie besitzen, keinen Wert.

Hat der Apostel recht?

Wenn Jesus in seinem Wirken an das Ziel dachte, dem er die Menschheit entgegenführen wollte, so sah er in der Zukunft eine Menschheit, die vom Geist der Brüderlichkeit erfüllt war. Da leitete nicht mehr die Selbstsucht die Menschen in ihrem Tun und Lassen, da wußten alle, sie stehen Einer im Dienste des Andern. Die Botschaft davon über die Erde zu tragen, dazu hatte Jesus persönlich den Paulus in seine Schule genommen, und der war ausgezogen, die Menschheit für Jesus zu gewinnen. Da muß er es in seiner eigenen Gemeinde erleben, daß das Verhalten der Christen in Korinth die Erreichung des großen Zieles in Frage stellt. Was nützen denn den Korinthern ihre Gaben, wenn sie nicht von der Liebe getragen und geleitet werden? Die glänzenden Begabungen machen die Menschen nur eitel, die Frömmigkeit verleitet zur Selbstgerechtigkeit, und der Wohltätige gibt seine Gabe mit lieblosem Herzen. Das bringt die Menschen einander nicht näher, das sprengt alle Gemeinschaft auseinander: die Eitelkeit wirkt erkaltend auf die Herzen, die Selbstgerechtigkeit schafft

Erbitterung und die Lieblosigkeit Haß. Nur die Liebe ist imstande, die Geistesgaben, die ohne sie verhängnisvolle Geschenke an die Menschen sind, zu segensstiftenden Gottesgaben zu machen. Habe ein warmfühlend Herz in der Brust, dann kannst du die glänzendste Begabung auf Erden haben, deine Liebe gibt dir die rechte Demut, daß du die Brüder suchst und dich ihrem Dienste weihst. Setze als der gottesfürchtigste Mensch weit und breit, die Liebe wird dich vor Hochmut bewahren. Sie zeigt dir die Vorzüge deiner Mitmenschen und erinnert dich an deine Fehler und Unterlassungen. Und wenn du wohlthätig bist, dann hindert's dieselbe Liebe, daß du mit kaltem Herzen gibst, nur um den Andern loszuwerden und deine Ruhe zu haben, dann lernst du Zeit zu haben für den Bruder und auf seine Nöte und Sorgen einzugehen.

Solches Verhalten schließt die Menschen zusammen. Sie kommen einander freundlich entgegen, Gleichgültigkeit und Gegenstände schwinden, Wohlwollen und Zuneigung entstehen, und die Menschheit tut die ersten Schritte im Gottesreich der Brüderlichkeit.

Der alte Kirchenvater Augustin hat das Wort gesprochen: Die Tugenden der Heiden seien glänzende Laster. Das klingt unwahr. Aber wenn wir bedenken, wie ohne die Liebe auch die glänzendste Begabung nur unheilvoll wirkt, so können wir verstehen, wie der Gottesmann zu seinem Urteil gekommen ist. Darum sollen wir auch nicht meinen, der Apostel schieße übers Ziel hinaus, wenn er den Wert der Geistesgaben ohne Liebe für null und nichtig erklärt. Er hat recht. Nur wenn sie von der Liebe getragen sind, erfüllen sie ihr Amt, mit ihrer Kraft zum Aufstieg der Menschheit beizutragen.

Darum: strebet nach der Liebe!

R.

Aus den Erinnerungen eines alten Pfarrers.

Von Wilh. Lange.

(Schluß.)

5. Einzelbilder aus der Revolutionszeit (Schluß).

Am Vormittag des 18. Dezember kommt ein reitender Bote, der mich im Auftrage des Coronel Cäsareo, der das Kommando über die Truppen am Itapocu führt, dorthin ruft, um ihnen als Arzt zu dienen. Der Oberst selbst und viele seiner Leute sind krank, und ihr Arzt, ein Spanier, hat, des ganzen Treibens müde, heimlich das Lager verlassen. Ich packe eine Anzahl Arzneien in meine Satteltaschen. Daß ich hier mit homöopathischen Mitteln nicht viel aufstellen konnte, war mir klar, denn die fast einzige Nahrung der Leute bestand aus halb- oder ganz rohem Fleisch. Im Lager werde ich zu vielen Kranken geführt. Häufig schließe ich mich der Behandlungsweise meines Vorgängers, des Spaniers, an, der als Universalmittel Bitterfalz einzugeben pflegte. Ich gab tüchtige Portionen zu schlucken, und die Wirkung blieb nicht aus. Oberst Cäsareo, sehr mißtrauisch, fürchtet sich vor Vergiftung. Als ich ihm ein Brausepulver mische, muß ich vor seinen Augen

erst einen Schluck davon trinken, leider auch von dem Bittersalz. Doch davon nippte ich nur. Dieser Mann hat seine Geschichte. Als in Rio Grande sein Bruder von Regierungstruppen getötet war, hat er den Schwur getan, nicht früher ruhen zu wollen, als bis er 1000 pica-paus (Spechte, Spottname für die Regierungssoldaten) eigenhändig den Hals abgeschnitten habe. Hier rühmte er sich, es schon bis auf die Zahl von 356 gebracht zu haben. Bei uns hat er dieser Zahl nur zwei hinzufügen können.

Im Lager sieht's wüst aus. Hier dient ein Poncho als Zeltdach, dort Zweige und Palmblätter. Überall liegen Knochen und faulendes Fleisch umher, auf Baumstämmen und Zweigen hängt Fleisch zum Trocknen, hier stinkende Blutlachen, dort Felle, Feuerstellen, Zelte, Kanonen: ein wirres Durcheinander. In den Zelten und auf dem Boden umher liegen die Soldaten, halb und ganz nackt wegen der fürchterlichen Hitze und auch wegen Mangels an Kleidungsstücken. Bei meiner Ankunft wurde ich zum Oberst Torquato geführt, der unter einem Dach aus Sträuchern lag. Er ladet mich zum Eintreten ein, was allerdings nur gebüht möglich ist, und schiebt mir einige Ochsenfelle hin, auf denen ich Platz nehme. Der übrigens lebenswürdige Herr führt mich zu den Kranken. Die vornehmeren liegen im Schulhause, dessen Wände arg gelitten haben; Fenster sind nicht mehr vorhanden. Hier recken sich die Leute auf dem Fußboden und auf den Schulbänken herum, da liegt einer auf dem Tisch, die Beine hoch in der Luft, aber ein jeder verharrt ungerührt in seiner Stellung, trotzdem der Herr Oberst mit mir eintritt. Das halbe Heer ist übrigens krank an Syphilis. Ein Franzimmer, an welchem sich die Soldaten verheuten, war kurz vorher im Itapocu ersäuft worden. Unweit des Schulhauses im Gebüsch liegt eine Leiche und hat dort zwei Monate unbeerdigt gelegen. Das war ein Italiener, Negro Born genannt, der fälschlich als Spion angeklagt war. Man riet ihm zu fliehen, er aber blieb im Bewußtsein seiner Unschuld. Er wurde gepackt, zu Boden geworfen und gebunden. Mit einem breiten Messer durchstach man ihm den Unterleiber, zog ein Tuch hindurch und schleppte daran den Genannten etwa 100 Meter weit auf dem Boden. Dann zog einer das Tuch stramm, andere hielten die Füße, und so wurde ihm künftgerecht der Hals durchgeschnitten.

Am andern Morgen wieder beunruhigende Nachrichten über das Anrücken von Regierungstruppen. Wir fragen uns: Wie wird die Regierung sich zu der hiesigen Bevölkerung stellen? wird, muß sie uns nicht als Feinde betrachten? Wie ich heute erfahre, bin ich durch Gottes Schutz einer großen Gefahr entgangen. Sechs Personen unserer Kolonie, darunter auch ich, sind durch einen böswilligen Feind als Aufwiegler gegen die Federalisten angezeigt worden, und gegen einige, auch gegen mich, war schon der Haftbefehl in Joinville erlassen. Wir sollten „aufs Kriegsschiff gebracht“, d. h. umgebracht werden. Durch einige einflussreiche Persönlichkeiten in Joinville blieb dieser Befehl unausgeführt unter Hinweis darauf, daß die Bevölkerung sich dem widersetzen würde. Es ist hierbei daselbe zu Tage getreten, was sich später so deutlich gezeigt hat, daß nämlich die Revolutionäre in gewaltiger Furcht vor unserer Bevölkerung, den „allemaes“, gelebt haben, deren Zahl sie zehnfach überschätzten. Darum haben sie hier nicht gewagt, sich in ihrer Brutalität zu zeigen wie in Rio Grande und später in Paraná; darum haben sie Manneszucht gehalten, ja haben es sich gefallen lassen, daß sie in der Stadt Joinville nicht mit Waffen auf der Straße gehen durften, und haben sich den Anordnungen der 100 Mann starken Feuerwehr gefügt, von denen nur die Hälfte gute Waffen hatte. Gott hat sie mit Blindheit geschlagen.

22. Dezember. Ich sitze bei der Vorbereitung auf die Weihnachtspredigt „Friede auf Erden!“ Da kommt die Nachricht: 500 Mann sind im Anzuge! Alle Ruhe ist wieder dahin. Wiederum passieren etwa 100 Wagen mit ihrer lebenden Fracht. Das gab ein trauriges Weihnachtsfest. Die Hälfte der Männer mußte mit Hade und Art mit, um für die Kanonen einen Weg durch den Urwald zu bauen nach Blumenau zu, denn von dort erwartete man noch immer das Anrücken der Regierungstruppen. Neujahr brachte uns einen erfreulichen Umschwung. Da hieß es plötzlich: Das Regierungsheer hat Blumenau verlassen und zieht über Itajahy heran. Dort tobt eine furchtbare Schlacht, 320 Tote! nein 4 Tote! In Wirklichkeit waren es nur 2, aber ein ganzes Stück Urwald hat man in der dreitägigen „Schlacht“ mit Kanonen zusammen geschossen. Jedenfalls flutete vom 1. bis 4. Januar 1894 das ganze Federalistenheer wieder zurück durch unseren Ort hin-

durch auf Nimmerwiedersehen. Das ging nicht ohne viele Unannehmlichkeiten ab und ernste Gefahren. Eine Anzahl Pferde verschwand mit den Truppen. An Lebensmitteln gaben wir den Hungernden, was wir hatten.

Bei mir frühstückten einige Offiziere, d. h. wir setzten ihnen Farinha und Melade hin, was sie zu einem Brei verrührten und mit Wohlbehagen verzehrten. Kaffee, Brot und ähnliches hatten wir nicht mehr. Dabei erzählte einer der Offiziere: „Warum ich mitgegangen bin mit den Revolutionären? Aus Wut, nur aus Wut. Ein Herz habe ich nicht mehr; das ist mir aus dem Leibe gerissen. Das kam folgendermaßen: Die Regierungstruppen drangen in mein Haus (in Rio Grande). Wir wurden gebunden, und ich mußte zusehen, wie man meiner Tochter die Kleider vom Leibe riß, und wie dieselbe dann der Reihe nach von den Soldaten gemißbraucht wurde, bis sie auch dem Rohesten zum Abscheu war. Dann wurde sie erstochen. Gerade so ging es darauf meiner Mutter und meiner Schwester. Mir gelang es zu entkommen. Da bin ich zu den Federalisten gegangen — aus Wut, ja, nur aus Wut! Ein Herz aber habe ich nicht mehr und kaltblütig kann ich jeden umbringen, der zur Regierungspartei hält.“

Noch ein Bild. Einem jungen federalistischen Offizier sind beide Beine zerschmettert. Er wird in die nächste Hütte geschafft, und dort säbelt man ihm mit einem Buschmesser beide Beine ab, denn es ist kein anderes Instrument da. Nach Verlauf von ein paar Stunden finden diese Fleischer — Entschuldigend! „Nerzte“ —, daß das eine Bein weiter oben hätte amputiert werden müssen, und flugs machen sie sich von neuem an ihre blutige Arbeit. Das sahen einige unserer Kolonisten mit an, die ihre Pferde vor die Kanone hatten spannen müssen. Da ließen sie ihre Pferde im Stich und flohen heimlich nach Hause.

Ich könnte solcher Szenen mehr erzählen, will es aber unterlassen. Wir sind wunderbar behütet worden und haben keinen nennenswerten Schaden erlitten. Und wie lenkt der Herr die Herzen der Menschen wie Wasserbäche! Als der Federalistenchef Gumerindo unser Municipium verließ, veröffentlichte er ein Dankschreiben an die Bevölkerung für die freundliche Aufnahme und Unterstützung. Und als acht Wochen später Regierungstruppen in Joinville einrückten, verteilten diese eine große Anzahl Gewehre und Munition unter die Bevölkerung, — um sich gegen einen neuen Federalisten-Einbruch zu schützen.

Meine Erzählungen erstrecken sich nur über einen Zeitraum von 10 Jahren, 1886—1896. Von den anderen 26 Jahren meiner Wirksamkeit in Brasilien will ich schweigen, also von der in Brusque, Itajahy, Hansa und Bommerode verlebten Zeit. Nur eines kann ich nicht verschweigen, sondern spreche es aus als Beweis dafür, daß Gott auch heute noch Wunder tut, und zu seiner Ehre. Zehn Jahre hindurch war es mir infolge Krankheit unmöglich, ein Amt zu verwalten. Als ich dann durch den Krieg und die durch den Krieg eingetretene Entwertung des deutschen Geldes plötzlich ohne Einnahme dastand, schenkte mir Gott von Stund an auch die Gesundheit und Kraft wieder, sodaß ich wieder ins Amt treten konnte und sein Wort verkündigen darf. Ihm sei die Ehre!

Das Bekenntnis aber meines Lebens ist:

Du führst doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig, und doch meistens wunderbar!
Wie könntest du es böse mit uns meinen!
Da deine Treu' nicht kann verleugnen sich.
Die Wege sind oft krumm und doch gerade,
Darauf du lässest deine Kinder gehn.
Da pflegt's oft wunderseltzam auszufern,
Doch triumphiert zuletzt dein hoher Rat.

„Ich aber, Herr, bin nicht wert aller Treue und Barmherzigkeit, die du an mir getan hast.“

Vom deutschen Glaubenskampf.

Dr. Rätke Schirmacher.

Er wütet in Polen, dem angeblichen Land der religiösen Duldsamkeit. Vor mir liegen fünf Schriften: „Staatsgrenzen und Kirchengrenzen“ von D. Dibelius, „Der Kampf der evangelisch-unierten Gemeinden in Polen um ihre Freiheit“, „Das Posener Diakonissenhaus in Gefahr“, „Ein Gesekentwurf über die Stel-

lung der evangelischen Kirchen in Polen", „The conditions of the Minorities in Poland“, von A. Deißmann. — Das sagt genug.

Die evangelische Kirche Kongreß-Polens bestand 1914 aus etwa 30 000 evangelischen Polen und etwa 400 000 evangelischen Deutschen, zum größten Teil Ansiedler. Im Kriege sind etwa 100 000 ausgesiedelt, verschleppt, getötet, verschwunden. Wie viele Evangelische es zurzeit in ganz Polen giebt — (Kongreßpolen, Galizien, Ukraine, geraubte preußische Gebiete) ist zahlenmäßig nicht festgestellt. In Westpreußen allein gerieten 124 Gemeinden mit 323 000 Seelen in polnische Fremdherrschaft (von denen aber seitdem Zehntausende vertrieben und wieder abgewandert sind). Schätzungsweise haben die vier evangelischen Kirchen Polens (Lutheraner, Altlutheraner, Reformierte und Unierte) in Polen 1½ Million Gläubige, von denen mindestens die Hälfte (600 000) unierte ist (Union zwischen Lutheranern und Reformierten, 1871), während Altlutheraner und Reformierte die geringsten Zahlen (wenige Tausend), die Lutheraner aber gleichfalls 600 000 Seelen aufweisen sollen.

Für einen Raubstaat von 25 Millionen Einwohnern (polnische Zählung vom September 1921) sind 1½ Millionen „Andersgläubiger“ und gar „Fremdstämmiger“ eine Nebensache und eine lästige Nebensache. Man macht mit ihnen nicht viel Federlesens. Die evangelischen Polen sind eben „Polen“, die fügen sich schon in den polnischen Staat, aber deutsche Evangelische — sind „Feinde“. Daher wurde das evangelische Konsistorium in Posen, ohne vorher befragt oder vorbereitet zu sein, am 3. Juli 1920 durch die polnische Regierung einfach unterrichtet, daß jede kirchenrechtliche Verbindung mit dem Oberkirchenrat in Berlin gelöst sei, das Posener Konsistorium ihn für die geraubten Gebiete ersetze, der (katholisch-polnische) Staatspräsident die Mitglieder des Konsistoriums ernenne und alle kirchlichen Befugnisse des preußischen Kultusministers auf die „Abteilung für Religion“ beim Ministerium für das ehemalige preußische Teilgebiet in Posen übergängen. — Diese diktatorische Verordnung besteht noch. Allerdings gingen dem polnischen Reichstag seitdem zwei Gesetzentwürfe, betr. die evangelischen Kirchen zu: der Entwurf Mader war so unzumutbar, daß er in allen drei Teilgebieten, die ja ganz verschiedene kirchliche Verhältnisse haben, mit gleicher Lebhaftigkeit abgelehnt wurde.

Antrag Mader, plötzlich zurückgezogen, machte einem Antrag Autoslawski Platz. Er stammt von einem katholischen Geistlichen und bedeutet die staatliche Willkürherrschaft über die evangelischen Kirchen Polens: die Gemeinden bilden nach freier Wahl „Kirchen“. Der polnische Staat „registriert“ sie, wenn sie sich fügsam erweisen und auf jedwede „Abhängigkeit von ausländischen Behörden“, ja, jeden „organisierten Zusammenhang“ mit dem Ausland (gemeint ist nur Deutschland) ausdrücklich verzichten. Aufrechterhaltung nicht registrierter Gemeinden wird unter schwere Strafe gestellt.

Dieser Gesetzentwurf lieferte die evangelische Kirche einem feindseligen Staat aus und verletzte das Minderheitenschutzabkommen, das Polen, laut Artikel 93 des Versailler „Friedens“, am 28. Juni 1919 in Paris unterzeichnete, — um es in jeder Weise zu brechen.

Die deutsche evangelische Geistlichkeit der geraubten Gebiete hat, angesichts dieser Gewalttat den Protestantismus der Welt anrufen: unter Schwedens Vorsitz tagten im Sommer 1921 in Upsala die evangelischen Vertreter der Ostseestaaten (ohne Deutschland) und Amerikas.

Dadurch ist die Vergewaltigung wohl etwas hinausgeschoben, die Wühlarbeit aber geht weiter. An Stelle der Regierung selbst gehen nun die evangelischen Polen vor; das macht sich besser. In Krakau hielten die Galizier eine Tagung, welche die Einführung der polnischen Sprache in Liturgie und Kirchenbüchern, sowie Zweisprachigkeit der deutschen Geistlichen forderte, und feststellte, die Deutschen betrachteten die evangelische Kirche als „Vorposten der streitenden alldeutschen Politik“. Die Warschauer evangelischen Polen erklärten auf ihrer Tagung, die größte Gefahr seien die deutsch-polnischen Nationalitätenkämpfe, die besonders in Lodz von „einer Handvoll Agitatoren“ ausgingen. Man wolle aber einen „Bund der Evangelischen im polnischen Freistaat“ bilden, das religiöse Leben wecken und die bedürftigen Gemeinden stützen. (Für die 124 geraubten Gemeinden Westpreußens sorgt die in Danzig verwaltete D. Reinschardstiftung.)

Die evangelischen Deutschen des geraubten Westpreußens und Posens, die ihre kirchliche Organisation jetzt durchgeführt haben, versammelten sich unter Leitung des Generalsuperintendenten Blau (er war mehrfach in polnischen Sperrlagern) ein-

mal in Bromberg, einmal in Graudenz zu je einer kirchlichen Woche. Auf Anregung der Inneren Mission in Posen fand auch ein deutsch-evangelischer Frauentag in Dirschau statt.

Hinter den hakerfüllten Drangsalierungen des deutschen Protestantismus in Polen steht die Gestalt des Superintendenten Bursche aus Warschau. Ein verpölpelter Deutscher. Aufführung über ihn verdanken wir dem langjährigen Führer der Deutschen Kongreßpolens, Adolf Eichler aus Lodz, der, von Bursche und den Seinen verfolgt, Polen verlassen hat und jetzt Hauptgeschäftsführer des Deutschen Heimatdienstes in Allenstein ist.

Bursche träumte schon ein Jahrzehnt vor dem Weltkrieg von einem Millionen zählenden polnischen Protestantismus, den er auch durch das gebildete und besitzende Polentum erweitern möchte, denn der kleine Mann und deutsche Ansiedler, der gesellschaftliche Verbindungen weder besitzt noch verschafft, hat wenig Reiz für den „Kirchenpolitiker großen Stils“, der Bursche sein möchte. Gelang es doch, die Deutschen zu verpolen, so waren auch sie nützlich und durften Vergeltung ihres, dann ja verlorenen, Deutschtums hoffen. — In einer Denkschrift, die er 1919 in Paris überreichte, sagt Bursche: „Wir wollen eine evangelisch-polnische Kirche schaffen, die frei sein soll von allen deutschen Einschlägen“. In diesem Sinne wirkte er dann 1920 bei den Abstimmungen in Masuren, Teschen u. a. O.; seine Geistlichen mußten in gleichem Sinne arbeiten und vernachlässigten über der Deutschenhege die Seelsorge. Der Generalsuperintendent aber, der dem evangelischen Deutschtum den Tod geschworen hat, verstand es, die furchtbare Not der (ausgesiedelten, verschleppten, verelendeten) deutschen Rückwanderer für polnische Zwecke auszunutzen: Amerikanische Geistliche und Journalisten, die er 1919 in Paris kennen gelernt, führte er zu den darben den deutschen Ansiedlern im Cholmer Gouvernement (dort ist u. a. der Bettsaal einer deutschen Gemeinde den Ansiedlern genommen und zum Hühnerstall gemacht), rührte ihre Herzen, (obgleich gerade er die Verschleppung dieser Armen mit verursacht), erhielt 1½ Million Mark zur ersten Hilfe und verbrauchte das Geld zur Verpolung der evangelischen Kirche: Herausgabe polnischer, kirchlicher Zeitschriften, Errichtung der polnisch-evangelischen Fakultät, Unterstützung polnischer Lehranstalten in Warschau. Es bedurfte des Zorns der empörten deutschen Gemeinden, um eine neue amerikanische Spende den deutschen Rückwanderer zuzuführen. Mit amerikanischem, für Deutsche gestiftetem Gelde suchte Bursche auch die zwischen 1916 und 1919 entstandenen deutschen Spar- und Darlehnskassen, die u. a. auch den Wiederaufbau der deutschen Rückwanderer betrieben, zu untergraben (durch Gründung polnischer Konkurrenzklassen, mit Wuchergrundzinsen).

Gegen diesen gewissenlosen Streber und Nationalpolen wendet sich der deutsche Protestantismus vor allem in Kongreßpolen, ganz besonders in Lodz, wo man Bursches schöne Reden und unschöne Taten ganz genau kennt. Man will sich weder an den polnischen Staat, noch an das Burschesche Konsistorium ausliefern lassen. Bursche sieht sich im Geiste schon als „Bischof“, ja Erzbischof von drei Millionen polnischer oder verpölpelter Protestanten. Die Deutschen aber wollen ihr protestantisches Laienpriestertum in einer staats- und konsistoriumsreifen Kirche. Die „Lodz'er Richtung“, Bursche ebenso verhaßt, wie er ihr, hat ihm, der die Lodz'er national verdächtige, klipp und klar erklärt, er verheße die Kirche, er störe den Frieden und — er sei ungeeignet, sein Amt weiter auszuüben. — Die Deutschen Kongreßpolens, die wissen, wie man Polen behandeln muß, sind zurzeit die Führenden.

Vom Leben nach dem Tode.

Vor einiger Zeit hörte ich die Neußerung: „Mit dem Tode ist alles aus. Ich kann mir ein Leben nach dem Tode nicht denken.“

Diese Neußerung überraschte mich, und noch mehr, als ich ihr widersprach, daß eine Anzahl anderer anwesender für den Sprecher eintreten. Ihnen wie jedem anderen Zweifler soll einmal im Zusammenhang auf solche Fragen Antwort gegeben werden.

Von dem, was nach unserem Leben sein wird, erfahren wir auf dem von Naturforschern, Psychologen, Geschichtsfundigen gemeinhin beschrittenen Wege gar nichts. Vor allem hat niemand, von dem wir mit Tränen im Auge Abschied nahmen, aus einem jenseitigen Leben Erlebnisse berichten können. Auch die Angaben, die z. B. Artur Dinter in seinem vielbesprochenen Buche „Die Sünde wider den Geist“ über Berichte Verstor-

bener gegeben hat, sind doch unsicher, wie ja überhaupt das ganze Gebiet des Verkehrs mit Geistern noch ungeklärt ist. Handelt es sich da um einen tatsächlichen Verkehr, handelt es sich um irgend welche Selbsttäuschungen? Wir wissen es nicht!

Tatsache ist aber etwas anderes. Schon in den ältesten uns bekannten Gräbern aus der Urzeit des Menschengeschlechts sind den Toten Waffen und Speise beim Begräbnis mitgegeben worden. Warum? Doch wohl nur darum, weil man vermutete, sie würden dieselben noch irgendwie brauchen können! Namentlich Waffen waren damals ein so wertvolles Besitztum, daß man sie den Toten sicher nicht mitgegeben hätte, wäre man des Glaubens gewesen: nun ist es ganz vorbei! So ist die Geschichte aller Völker voll des Glaubens an ein Weiterleben nach dem Sterben. Die sorgfältige Bewahrung der Toten im alten Ägypten hing mit Lebenshoffnung für sie zusammen. Homer erzählt vom Schattenweide der Verstorbenen, Pythagoras glaubte an eine Seelenwanderung. An ein Leben nach dem Tode hat man schon Jahrhunderte lang geglaubt, ehe die Jünger Jesu von Maria mit der Botschaft erschreckt wurden, sie habe den Herrn wiedergesehen und mit ihm gesprochen. Sagt doch dieselbe Martha, die Jesu nicht glauben will, daß er ihren Bruder Lazarus aus dem Grabe rufen könne: „Ich weiß wohl, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am jüngsten Tage.“ (Ev. Joh. 11, 24.)

Erst die moderne Naturphilosophie und das ihr entwachsene Heidentum haben diesen Glauben erschüttert. Selbst die Zeit der Aufklärung, die manchen alten Glaubenssatz bestritt, hielt am Unsterblichkeitsglauben fest. Tugend und Unsterblichkeit waren ihre Schlagworte. Friedrich der Große, dem man zumal in seinen jüngeren Jahren wirklich keine christliche Ueberzeugung andichten kann, glaubte an sein Auferstehen. „Bald werde ich dir näher kommen“ sprach er zur Sonne gewandt in den Augusttagen 1786 in Sans-souci. Aber die moderne Naturphilosophie glaubt von dem allen nichts. Sie behauptet, wie es eigentlich kein Leben gebe, sondern das Organische und Anorganische, also das Lebende und nicht Lebende nicht zu unterscheiden seien, so gebe es auch keine Seele und kein Seelenleben und kein Leben nach dem Tode. Der Mensch versinke wieder in das Nichts, aus dem er emporgetaucht sei; — mit seinem Sterben sei alles aus.

Die so sprechen, sollten sich zu allererst einmal klar machen, daß wir doch noch ein anderes Leben haben, als das, welches unser Körper lebt. Wer nicht erfahren hat, wie eine Trauerbotschaft, oder wie die Erkenntnis eines Unrechts, das man getan hat, einen auch körperlich erschüttern kann, obgleich die Ohren nur einen Stimmenklang vernahmen oder die Augen nur ein paar Tintenstriche auf einem weißen Papier sahen, — wer das nicht erfahren hat, der weiß eben auch nicht, daß unser körperliches Leben ein Scheinleben gegenüber jenem viel tatsächlicherem Leben ist, das unsere Seele führt. Und wer nicht weiß, daß Seelenempfindungen, Freude und Schrecken und Trauer töten können, und wer nicht weiß, daß Hoffnung geradezu Leben weckt, der kann auch nicht fassen, daß wir von einem Seelenleben sprechen, und daß wir von diesem Seelenleben erwarten, daß es mit unserem Sterben nicht beendigt sein wird.

Es gibt einen naturwissenschaftlichen Grundsatz, den Robert Mayer und nach ihm in genauerer Form Helmholtz aufstellte. Nach diesem Satze, auf dem unsere gesamte moderne Naturwissenschaft ruht, gibt es keinen Gewinn und auch keinen Verlust an Kraft in unserem Weltsystem, sondern die Kräfte bleiben unverändert, der Kräftebetrag bleibt der gleiche, ob Änderungen stattfinden, der Kräftebetrag bleibt der gleiche, ob sich nun Licht in Wärme, Schall, Elektrizität, mechanische Energie, chemische Verbindung oder sonst dergleichen umsetzt. Also, um ein Beispiel zu brauchen: Das Sonnenlicht spaltet in den grünen Blättern eines Baumes Kohlenensäure in Sauerstoff und Kohlenstoff. Der Sauerstoff dient der Atmung von Tieren und Menschen, der Kohlenstoff findet Verwendung zum Aufbau des festen Pflanzenkörpers. Die Kraft der Sonnenstrahlen, die zur Spaltung der Kohlenensäure diente, ging nun teils in die vom Sauerstoff erhaltenen Tierkörper über, teils ruht er als sogenannte potentielle Energie, gewissermaßen aufgespeicherte Kraft im Holz des Baumes, zu dessen Aufbau sie diente. Wird nun dies Holz verbrannt, so dient die gleiche Energiemenge, die für seinen Aufbau nötig war, als „aktuelle Energie“, als Kraftäußerung, der Erzeugung von Licht und Wärme. Es geht nichts von Kraft tatsächlich verloren. Die Steinkohlenlager, die ja doch nichts sind als in Jahrtausenden zu Kohle gewordene Pflanzenstoffe, geben beim Verbrennen den gleichen Grad Wärme wie ihn die Sonne gab, um ehemals die Pflanzen aus

dem aus der Kohlenensäure herausgelösten Kohlenstoff aufzubauen.

Zu diesem Grundsatz bekennet sich die ganze heutige Naturwissenschaft, auch die, welche rein materialistisch denkt. Aber dieser Grundsatz müßte folgerichtig von jeder Kraft gelten. Sobald es nicht nur stoffliche, sondern seelische und sittliche Kräfte gibt, muß auch von ihnen gelten, daß sie niemals völlig aufgelöst werden, sondern höchstens einer Umformung unterliegen.

In der Unterhaltungsbeilage zur „Täglichen Rundschau“ vom 10. Februar 1916 steht ein Aufsatz eines Oberleutnants Walter Schneider über „das Gebet im Kriege“. Darin berichtet der Verfasser, wie ein pommerischer Reservist zu ihm kommt und ihm folgendes erzählt: „Ja hew an gar nids mihr glöwt. Awer nu, as dunn bi Bailly min Fründ Rugler mit eens so ohne Kopp neben mi lag und hatt doch noch fort bivor Hurrah schreien — ne, dunn hew id mi seggt: Det beten Schit kann doch nids allens sin, wat von een Minschen äwer bliwt. Da möt doch noch wat nah kamen.“ — Was bringt den Mann zum Glauben an ein Leben nach dem Tode? Die Erkenntnis, daß der blutige Leichnam neben ihm seinen Freund nicht mehr darstellt. Der Körper ist es wohl, aber das, was ihm den Freund wert machte, die Liebe und Treue, die Fröhlichkeit, mit der er ihn so manchesmal aufgemuntert und gehoben hat, die sind nicht mehr da. Das sind auch Kräfte, nicht physikalische sondern seelische und sittliche Kräfte, und von denen soll nicht gelten, was von den Naturkräften gilt?

Man muß eben schon zu dem ganz unmöglichen Auswege greifen, jede seelische Kraft zu leugnen, um die Auferstehungshoffnung abzutun. Gibt man zu, daß es seelische Kräfte gibt, so muß man nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft auch zugeben, daß sie mit dem Tode ihres Trägers nicht zu Ende sind.

Es gibt seelische Kräfte. Wie will man sonst erklären, daß nach allen Schrecken einer Schlacht sich doch immer noch Freiwillige finden, die bereit sind, sich von neuem hineinzuwürfen, wenn ihr Pflichtgefühl und ihre Vaterlandsliebe nicht stärker sind als die natürliche Sorge um ihr irdisches Leben? Wie will man erklären, daß eine Mutter in Selbstvergessenheit sich ganz für ihr Kind aufopfert, wenn man die Liebe nicht als eine Kraft anerkennt, die stärker ist als die angeborene Trägheit und Selbstsucht? Und diese Liebe und Treue soll mit dem Sterben ausgelöscht sein, während die Energiemenge, die in unserem Körper in der durch Verbrennung von Nahrungsmitteln erzeugten Wärme tätig war, nur einer Umformung unterliegt? Das wäre eine merkwürdige Durchbrechung des sonst so unbedingt geltenden Naturgesetzes!

Nein, wenn es eine Erhaltung der Kraft überhaupt gibt, dann muß die seelische Kraft, die Seele überhaupt, erhalten bleiben, ob auch eine Umformung irgend einer Art stattfinden mag!

[Fortsetzung folgt.]

Das große Unionswerk der deutschen Kirchen.

Als im November 1918 in Deutschland die Revolution ausbrach und das Kaisertum dahinsiel, da fragten viele ängstliche Gemüter: Was wird nun aus der Kirche werden? Kirche und Staat waren ja seit langen Jahren verbunden, die Kirche galt als Staatskirche, der evangelische Landesfürst war der oberste Bischof der evangelischen Kirche. Und nun fiel die alte Einrichtung, die Kirche sollte lernen, sich auf sich selbst stellen. Jedermann wußte, wie feindlich die Umsturzpartei der Kirche gegenüberstand. Da meinten manche, die Kirche müsse untergehen. Aber weit gefehlt. Was als ein großes Unglück erschienen war, erwies sich bald als Glück und Segen, Tausende haben sich aus dem Zustande kalter Gleichgültigkeit aufgerafft, sie sahen auf einmal, was auf dem Spiele stand, die höchsten Güter des Volks. Die Not lehrte nicht bloß beten, sie lehrte auch zugreifen und arbeiten.

Die Kirche Roms hat aus dem Weltkrieg einen ungeheuren Nutzen gezogen, sie ist in Deutschland so erstarkt, daß man sich sagte, jetzt wäre die Zeit gekommen, die Gegenreformation einzuleiten und ganz Deutschland wieder zu „der Mutter Kirche“ zurückzuführen. Seit dem deutsch-französischen Krieg und der Errichtung eines evangelischen Kaiserthrons war es das Ziel Roms, diesen Thron zu stürzen. Die Zentrumspartei hat mehr oder minder bewußt helfen müssen, daß dies Ziel erreicht wurde. Dafür lassen sich Beweise bringen. Doch Roms Vorgehen hat nur dazu geholfen, daß den Protestanten die Augen aufgegangen sind, daß sie sahen, wir müssen uns zusammenschließen, sonst sind wir verloren. Und nun haben sich die 28 Landes-

Kirchen Deutschlands am 25. Mai an Luthers und Melancthons Grabe zum „Deutsch-Evangelischen Kirchenbund“ zusammengeschlossen. Es ist das ein Werk von außerordentlicher Tragweite, ein Werk, über das wir uns von Herzen freuen und für das wir herzlich dankbar sein müssen.

Der Verfassung des Kirchenbundes, der die Rechte einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft hat, liegt ein Entwurf zugrunde, der, das Ergebnis überaus schwieriger Verhandlungen, am 1. Juli 1921 in Eisenach vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß die Form erhielt und dann mit geringen Änderungen vom Stuttgarter Kirchentag am 15. September v. J. einstimmig angenommen wurde.

Der Zweck des Bundes ist nach drei Seiten festgelegt. Der Bund bezweckt den engen und dauernden Zusammenschluß der Landeskirchen zur gemeinsamen Interessenvertretung, die Pflege des Gesamtbewußtseins des deutschen Protestantismus, die Geltendmachung der religiös-sittlichen Weltanschauung der deutschen Reformation im öffentlichen Leben. Der Gedanke einer Reichskirche ist völlig abgelehnt, die volle Selbständigkeit der Kirchen in Bekenntnis, Verfassung und Verwaltung feierlich gewährleistet. Weiteres darüber später.

Der 25. Mai, es war Himmelfahrtstag, wird hinfort in der Kirchengeschichte Deutschlands als einer der größten Tage gelten. — Wir lassen hier folgen:

Die Ansprache des Vorsitzenden der bayerischen Generalsynode, Freiherrn D. v. Pechmann, München.

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Martin Luthers Vieder singt:

So weit ist keiner, der nicht teil hätte an dem großen Werke, das in der Schlosskirche zu Wittenberg, über Luthers Grab, heute förmlich und feierlich zum Abschluß gebracht worden ist.

Ein Werk der Einigung. Vierhundert Jahre sind die deutschen Landeskirchen ohne organische Verbindung nebeneinander hergegangen. Daraus entsprang Reichtum der Mannigfaltigkeit, aber auch verhängnisvolle Schwäche. Seit mehr denn hundert Jahren immer neue Mahnungen zur Einigung, auch immer neue Anläufe: in der Hauptsache doch ohne Erfolg. Unter dem Druck der grundstürzend veränderten Lage haben wir nun mit Gottes Hilfe endlich die Einigung gefunden, welche Kraft bedeutet.

Ein Werk der Treue. Auch im neuen Bunde bleiben unsere Kirchen jede der alten Sonderart treu: selbständig in Bekenntnis, Verfassung, Verwaltung. Aber es giebt auch ein gemeinsames Erbe der Reformation; und dieses mit vereinten Kräften treu zu wahren, ist die Aufgabe des Bundes; auch darauf ist ihre Verfassung angelegt.

Ein Werk der Liebe. Mit dem Deutschen Reiche haben auch die deutschen evangelischen Kirchen ans Ausland und im Ausland viel verloren. Innerhalb der neuen Grenzen sind einzelne Kirchen durch feindliche Mächte besonders stark gefährdet. Durch den Zusammenschluß sollen Quellen der Hilfe erschlossen werden für die bedrängten, gefährdeten, notleidenden Brüder in der Nähe und in der Ferne.

So befehlen wir in gläubiger Zuversicht dies dreifache Werk der Obhut des Herrn der Kirche, dessen Gnade uns zum Wollen das Vollbringen geschenkt hat.

Von Weide und Gemeinde.

Von Dr. Aldinger, Hammonia.

Beim Weideputzen nach meiner Art, habe ich noch die Ratschläge von Pfarrer Rneip und von Bilz in kombinierter Verfahren verbunden und dies gesundheitlich sehr bewährt gefunden. Dazu habe ich dann eine besondere Botanik getrieben.

Da ist der Matarpaſto, der Weideböter! Dem Namen nach wohl der gefährlichste Weidefeind, wenn er auch nicht so sichtbar und frech auftritt wie die hohen, geilen Schamariter. Es gibt verschiedene Arten davon, gröbere und feinere. Die ersteren haben lange, tiefgehende Wurzeln, die letzteren überaus verzweigte, feine Wurzelsäfern. Alle tragen sie eine Menge Samen, die nicht vom Winde fortgetragen in der Nähe verbleiben und aufgehend ganze Nester bilden, schließlich die ganze Weide überziehen und um ihren wirklichen Wert bringen. So ist die Sünde der Selbstsucht, der Egoismus, in Herz und Gemeinde. Bald mit derberen, bald mit feineren, ja feinsten Wurzeln und Säfern sich verästelnd, das ganze Wesen durchdringend, die Liebe zum Nächsten und den Brudersinn und damit das rechte Gemeindeleben

ertötend. Der Matarpaſto ist ein zählebiger Rumpan. Du kannst ihn 10 mal niedermähen; sein starkes Wurzelvermögen läßt ihn immer wieder neu austreiben. Du mußt ihn mit der Wurzel ausreißen, um ihn unschädlich zu machen. Ist's nicht so mit der Selbstsucht, mit dem alten Adam auch?

Nun die Schamariter! Sie sind die Raubritter der Weide, die dem niederen Volk der Gräser Saft und Kraft des Bodens von unten und Licht und Luft von oben nehmen. Mit dicken, langen Wurzelsträngen, festem Stengel, stark entwickelten Blättern breiten sie sich ganz unverschämt aus, wo man sie gewähren läßt.

So, wie sie, wuchert im Herzen und in den Gemeinden, wenn man nicht auf der Hut und Gegenwehr ist, die böse fleischliche Lust, die sinnliche Begierde, Lüsterheit und Schamlosigkeit. Freilich, solange noch Weide und Gemeinde nicht völlig verwildert und verwahrlost sind, können solches Unkraut und Sünde sich nicht zu offen und sichtbar breit machen. Aber in Gärten und Winkeln, an weniger beachteten Plätzen, wie steht es da? Wie ist's nicht bloß im Licht der Öffentlichkeit oder des Tages, sondern auch im Dunkel des Abends und der Nächte?

Das Jarrenkraut ist eine Charakterpflanze des mageren, dünnen Bodens; es ist auf Dürre und Trockenheit in seinem ganzen Bau eingerichtet, rückt aber gerne auch auf bessere Auen vor, wenn man es ihm zuläßt. Auf gut gehaltener Weide wie auf dem recht gepflegten Ader verschwindet es bald. Dem Jarrenkraut, das ein grünes Feld nur vortäuscht und nichts bringt, vergleiche ich die Dürre, Dede, Kälte, Gleichgültigkeit der Herzen bei äußerem Wohlstand, wie sie sich bei mangelndem geistigen und geistlichen Eifer bald einstellt, aber durch rechte Gaben des Lebenswassers, durch Ausstreuen des Worts und empfängliche Aufnahme bald vertreiben läßt.

Erst neuerdings bemerkte ich eine Pflanze, die sich mit breiter Blattaushdehnung über die Umgebung legt und sie unterdrückt. Das ist der Breitling, der gerne zu weit greift und die anderen übervorteilt. Mit langem, erhobenem Blütenstengel macht er ein rechtes Wesen von sich und taugt doch nichts.

Wenig bemerkbar, aber um so lästiger sind die Kletten, die durch alle guten Gräser sich verzwinden und verstreuen und ihre Samen allen anhängen, die ihnen nahekommen. Das sind die Lügen, die so viel Verderben anrichten, unter der Decke kriechen.

Der Landwirt ist ein starker Kämpfer mit der Natur. Der Christ nicht minder. Kein Wunder, daß gerade unter den Landwirten, im echten edlen Bauernvolk der christliche Glaube so viele überzeugte Anhänger hat. Möge es so bleiben!

Die deutsche evang.-theologische Wissenschaft ist in Gefahr.

Nach dem Ausspruch eines französischen Politikers sind zwanzig Millionen Deutsche zuviel auf der Welt. Durch Entziehung der Nahrung versuchen die Feinde diese zwanzig Millionen Deutsche dem Hungertode zu überliefern und so aus der Welt zu schaffen. Wenn die Menschheit nicht zur Vernunft kommt, sind sie auf dem Wege, dieses Ziel zu erreichen. Was vom deutschen Volk noch übrig bleibt, soll in Armut, Elend und Unwissenheit verkommen. Es ist jetzt schon so, daß im Mittelstande sich keiner mehr ein Buch kaufen, eine Zeitung halten oder einen Brief schreiben kann, weil man das Porto nicht mehr erschwingen kann.

Auch die evangelisch-theologische Wissenschaft und die religiöse Literatur wird in den Untergang mit hineingezogen. Es können keine wissenschaftlichen Bücher mehr gedruckt werden, die wissenschaftlichen Zeitschriften müssen ihr Erscheinen einstellen. Die Blätter, die vor dem Kriege jedem Christen für wenige Pfennige Sonntag für Sonntag Gottes Wort ins Haus brachten und vielen Mühseligen und Beladenen in schweren Zeiten eine Quelle des Trostes und der Aufrichtung waren, verschwinden eins nach dem andern, weil das Geld fehlt, sie drucken zu lassen.

An der Erhaltung der evangelisch-theologischen Wissenschaft und der erbaulichen Literatur (Predigtbücher, Gebetbücher, Sonntagsblätter) haben auch die deutschen evangelischen Gemeinden im Auslande ein Interesse, da beim Versiegen dieser Quellen auch die Möglichkeit der Entsendung deutscher geistlicher Kräfte ins Ausland unterbunden und der geistige Zusammenhang der deutschen Auslandsgemeinden mit der Heimat gefährdet, wenn nicht gar völlig zerrissen würde.

Es gilt also, nicht bloß der Heimat eine Dankeschuld für ihre Bemühungen und Aufwendungen zu Gunsten der Volksgenossen in der Fremde abzutragen; sondern auch die geistigen Grundlagen für den Fortbestand der Auslandsgemeinden selbst sicher zu stellen.

Gaben nehmen die Pfarrämter mit Dank an.

B.

Ein Brief.

Sehr geehrter Herr Pastor!

Die Briefe, wo der Haderich immer an Ihnen schreiben tut, haben mich sehr gut gefallen. Deshalb möchte ich Sie auch ganz gern was schreiben. Was mein guter Freund ist, der Fritz Spatental aus die Bohnenteife, hat mich schon lange sagen lassen, ich soll ihn mal besuchen. Da bin ich an ein Sonntag hingemacht. Der Fritz hat gesagt, es wohnt nicht weit von ihm ein Mann, wo die Verstorbenen rufen kann, damit man mit sie spricht. Ich hab gesagt, das kann nicht angehn, denn der wo tot is, is tot und kommt nicht wieder. Aber, was der Fritz is, sagt es is doch wahr. Der Mann, — der Fritz sagt, es ist ein Spiritist, oder so, — hat ein kleinen Tisch, da tut er die Hände auflegen und dann tut sich der Tisch von allein bewegen. Wenn der Mann was fragt, tut sich der Tisch neigen und der Mann weiß dann, was der Tote, wo man mit sprechen will, sagt. Ob der Fritz das glauben tut, habe ich gefragt. Der Fritz hat bloßig mit die Schulter gemacht und hat gesagt, es kann wahr sein, es kann auch nicht wahr sein, aber der Mann mit den Tisch kann auch vorher sagen. Er hat schon vielen Jungs gesagt, wann sie heiraten und ob es bald regnen tut. Mich ist die Sache doch ein wenig komisch vorgekommen und ich hab gefragt, ob man den Mann mit sein Tisch nicht einmal sehen kann? Doch, hat der Fritz gesagt. Wir sind dann am Abend hingegangen. Es waren schon Leute da. Einer wollte mit seine Tante sprechen, wo vor drei Jahren gestorben is. Sie haben sich zu Tisch gesetzt und gebetet, das Vaterunser. Mich hat es nich gefallen. Wie sie mit das Beten fertig waren, hat sich der Tisch wirklich bewegt. Das hab ich gesehen mit meine Augen. Dann hat der Spiritist die Tante gefragt, ob sie kommen kann? Der Tisch hat sich bewegt, das heißt ja. Wahn, hat er dann gefragt. Der Tisch hat sich wieder bewegt. Das heißt in fünf Minuten. Der Spiritist hat gesagt, vielleicht ist die Tante anderswohin gegangen, sonst wär sie gleich gekommen, aber sie kommt bestimmt. Dann haben alle gelauert, die fünf Minuten waren sehr lang; das is man so, wenn man so lauert. Die Frauensleute waren sehr bange. Einer hat auf die Uhr gekuckt. Es hat noch eine Minute gefehlt. Endlich war auch die um — die, wo nicht bei die Tür geseßen haben, sind weggerückt, denn sie waren sehr bange. Endlich geht die Tür auf und es sagt guten Abend. Es war aber nicht die Tante, sondern ein Jung aus die Nachbarschaft. Dann haben alle angefangen zu lachen. Die Tante ist nich gekommen. Der Spiritist sagt, sie wird heute keine Zeit haben. Was der Fritz is, hat aber gesagt, daß man mit die Toten sprechen kann, is wahr. Da täten auch ganz keine Leute daran glauben. Mich will die Sache nich in Kopf. Warum ist die Tante nich gleich gekommen, die Toten haben ja keine Arbeit. Was sagen Sie, Herr Pastor? Ich schide Sie viele Grüße.

Jakob Strohmichel vom Zuderbach.

• Für den Familientisch. •

Walburga.

Eine deutsche Legende
von Hans Freiherrn von Hammerstein.
(Fortsetzung.)

Walburga schwieg.

„Er, der Graf, und jener Baum,“ fuhr Wunibald lebhaft fort, „die zwei sind hier des Teufels vornehmlichste Stützen und Horte. Schaff sie hinweg, und die halbe Arbeit ist getan.“ Walburga lächelte.

„Der Baum?“ sagte sie. „Bruder, wär's nicht Sünde, ich würde sagen, du bist abergläubisch.“

„Hör mich, Schwester,“ entgegnete Wunibald. „Der Baum ist ihres Wahnes Abbild. Uralt und vererbt von Geschlecht zu Geschlecht als ein Heiligtum. Sein Leben und Grünen ihrer eigenen Stärke, ihres Glüdes Zeichen, sein Rauschen der Götter Stimme und Orakel. Stürzt oder verdorrt er, so beginnen sie an den Göttern zu zweifeln.“

„Ich meine, du unterschätzt ihren Glauben,“ versetzte Walburga.

„Du überschätzt ihn, Schwester,“ entgegnete Wunibald. „Was tut unser ehrwürdiger Oheim? Siehe! Er fällt die Götterbäume, stürzt die Säulen! Das Volk sieht es, und die Starrsten von ihnen sind gewiß, ein Blitz vom Himmel wird den Freuler vernichten. Doch der Himmel schweigt und blaut. Da stürzt auch der Wahn in ihnen.“

Walburga schwieg und seufzte.

„Der Baum muß fort,“ eiferte der Mönch weiter. „Und wär' erst der Graf.“

„Du kannst ihn doch nicht töten!“ warf die Schwester ein. „Bruder, hüte dich vor dem Haß!“

„Und du, Schwester, hüte dich vor der Liebe!“ fuhr Wunibald auf.

„Bruder!“

„Du bist ein Weib! Der Heide hat Wohlgefallen an dir gefunden. Und dir gefällt er.“

„Bruder! Ich bin Gott versprochen!“

Sie hatte sich ausgerichtet. Ihr Antlitz brannte in tiefer Röte.

„Wärst du ihm angetraut!“ rief Wunibald. „Wär erst das Haar deines Hauptes gefallen, dein Herz gebunden durch die drei Riegel der Gelübde! — Schwester, wir ist oft bang um dich. Dein Blut ist heiß, dein stolzer Sinn gebeugt, aber nicht zerbrochen. Lieber wüßt ich dich daheim in der Hüt der Eltern, noch lieber im sicheren Gehege eines Klosters. . . Vater Bonifaz ließ dich ausziehen, weil du darum hatest, weil er dich liebt und dir vertraut.“

„Und du vertraust mir nicht?“

„Laß uns beten, Schwester, daß der Versucher uns nicht schlafend finde.“

Inzwischen saß Haderich mit Uroß oben in der Halle. Ein gewölbter Raum, von kunstvoll geschnitten, buntgefärbten Holzsäulen getragen. Wandlängs ebenso gezielte Sitze, lange Tische davor, mitten die Feuerstätte, von der, wenn sie brannte, Flammen und Rauch zur breiten Oeffnung des Kamins in der Decke schlug. An den Wänden Schilde, Brünnen, Helme und Waffen. Der Hauptschmuck des Uroßes, des Elches, des Hirsches dazwischen. An der Stirnseite über dem Hochstuhl ein bleicher Pferdeköpfe.

Der Graf saß auf einem Armsessel, über dessen hoher Lehne ein Bärenfell hing, sodaß es mit Kopf und Tagen über dem Haupt des Sitzenden dräute. Ein grimmer Anblick, denn Zähne und Klauen waren in blankem Silber nachgebildet.

Uroß stand an eine der Säulen gelehnt und strich sinnend den langen Bart.

„Du meinst, ich solle sie versagen?“ sprach Haderich.

Uroß nickte.

Der Graf stützte die Stirn in die Hand und schwieg eine Weile.

„Und wenn sie wiederkehren?“

„Verbiet es ihnen beim Tod.“

Haderich stand auf und begann in der Halle auf und nieder zu schreiten. Sein Blick war düster.

„Uroß!“ sprach er endlich und blieb stehen. „Es laßt mich, das Volk zu versuchen.“

Der Alte gab keine Antwort.

Mit den gekrümmten Fingern durchpflügte er sein weißes Bartgefloß langsam vom Kinn bis zum Gürtel herab. Dann seufzte er tief.

„Du traust ihm nicht?“ forschte Haderich.

Der Greis zuckte mit den Schultern.

„Wenigen,“ sagte er nach langem Zögern.

„Doch mir.“

„Herr! — Wie du dir selbst!“

Haderich lächelte.

„Doch, Herr, bedenke. Du bist stark. Dir leben die Götter. Du schaust, du atmest sie. Dir sind sie vertraut. Dir gleich ist keiner. Dir ähnlich nicht viele.“

„Wahr. Es ist das Wesen unserer Götter, daß sie dem

Starke nur leben. Daß nur der ihr Walten spürt, der nicht Sturm, nicht Wetter, nicht Kampf und Gefahr scheut. Deren aber, dacht ich, sind noch genug in dieser und meinen andern Hundertschaften."

"Tapfere Mannen, gewiß. Du magst ihnen vertrauen, wenn es wider sichtbare Feinde geht. Doch viel wird verlangt von einem Herzen, das ein unsichtbarer, schleichender Feind bedroht."

Wieder schwiegen sie beide, und Haderich schritt auf und nieder.

Nach geraumer Weile und viel sinnendem Bartpflegen richtete sich Urold auf.

"Edler Herr!" begann er. "Ich kenne dich von der Wiege an. Ich hab' dich auf dem Arm getragen..."

Der Graf blieb aufmerksam vor ihm stehen.

"Was soll's, Alter?"

Urold sah ihm lächelnd ins Gesicht und sogleich wieder zu Boden.

"Was," sprach er schlaun, "was tatest du, wären es — zwei Männer, statt eines Mannes und — eines Mädchens?..."

Haderich lachte auf.

"Getroffen!" rief er, dem Alten auf die Schulter schlagend. "Ich gestehe: So ist es. Die Christin fesselt mich. Ein herrlich Weib!"

"Ohne Zweifel!"

"Klug und mutig!"

"So sieht sie aus."

"Ein starkes Weib."

"Schade!..."

"Ja, schade! — Doch vielleicht nicht verloren."

"Möglich."

"Ich will's versuchen. Doch wie? — Der Bursche ist mir zur Last dabei. — Ein heißer, sinnstarrer Gesell!"

"Ein echter Christenpriester. — Auch verschlagen, dünkt mir."

"Mag sein. Und ihr Bruder. Er hat sie in seiner Gewalt. Er beherrscht sie mit Schreckmitteln."

"Auch die haben ihre Zauber. Sie knechten durch Furcht."

"Rate mir!"

"Schaff ihn allein fort. Halte sie gefangen."

"Das wäre unedel. Sie sind freien, fürstlichen Stammes."

"Du hast Recht über ihr Leben und ihre Freiheit. Jeder Schöffe spräche es dir zu."

"Mein Richter ist mein Herz, Alter. Und das spräche mich schuldig, wenn ich hier Gewalt brauchte. — Nein, so will ich's nicht. Entweder beide hier oder beide fort. Nur als eine Freie will ich sie bezwingen. Aber laß ich sie beide frei hier walten..."

"So wühlen sie im Volk."

"Dem du nicht traust."

"Du auch nicht ganz, Herr. Erwinnere dich deiner gestrigen Reden, als wir vom Thing kamen."

Haderich schwieg und sann.

"Was tun?" zweifelte er dann.

"Wie halt ich sie frei und doch so, daß sie nicht Schaden können?"

"Höre meinen Rat," sprach Urold. "Laß sie frei gehen hier innerhalb der Burgmauer. Draußen ihn nur mit zwei Knechten, die es verhüten müssen, daß er zum Volk spricht."

"Und sie?"

"Hüte selbst."

"Wohl und als ein Weiser gesprochen. Ich danke dir."

"Doch, Herr..."

"Was noch?"

"Berzeth, ich bin alt, du nennst mich weise. Ich war schon deines Vaters Freund..."

"Nur zu!"

"Gib mir deine Hand. Laß dir das Herz nicht über den Kopf wachsen! Sie ist schön..."

"Sei außer Sorge. Mich selbst verrate ich nicht eines Weibes wegen. Und wäre sie wie Freya."

"Ich glaube dir!"

Sie schüttelten einander die Hände und sahen sich in die klaren, kühnen Augen.

"Nun will ich gehen und es ihnen verkünden," schloß der Graf.

Und sie verließen die Halle.

Die beiden Knechte, die Wunibald behüten sollten, wenn ihm gelüstete, den Ring der Feste zu verlassen, hatten Befehl

erhalten, stumm zu sein. Auf keine seiner Fragen durften sie antworten, keine seiner Reden erwidern. Nicht mit Worten, nicht mit Zeichen. Gewalt durften sie nur brauchen, wenn er entfliehen oder zu anderen sprechen wollte.

Der Mönch war's zufrieden. Er beschloß vor allem einmal, seine beiden Leibwächter zu befehlen. Und der Versuch blieb nicht ohne Erfolg.

Es gelüstete ihm meist schon am frühen Morgen, die Burg zu verlassen. Dann schritt er mit ihnen über Berg und Tal, ließ sich da und dort zur Rast nieder und erzählte den zweien unermüdblich vom neuen Gott. Erst einmal, was ihnen gefallen mochte. Dann mehr und mehr von dem, was einem waderen Germanengemüt widers Haar sein mußte. Um solches zu mildern, verglich er den neuen Gott mit den alten, weiblich zu Ungunsten der Men. Und er hatte bald die Genugtuung, zu sehen, daß ihm die zwei härtigen Speerträger, wader wie Türme stehend, widerwillig lauschten, und es ihren Mienen nicht verbieten konnten, Beifall oder Zweifel zu verraten. Solcher List hatten sich Haderich und Urold freilich nicht versehen. Es kam dazu, daß unter den Franken des Dorfes ein heimlicher Christ sich befand. Der hatte bald Mittel und Weg gefunden, mit Wunibald in die Burg, wo dieser sich ohne Aufsicht bewegen durfte, heimlich zu verkehren.

Auch unter den Burgsassen fand Wunibald willige Zuhörer genug. Und der Graf ließ es ihm angehen, daß er beim Herd unter dem Gesinde saß und lehrte. Waren's doch Leibeigene, die keinen Willen hatten und keine Stimme im Volk. Nur den Knaben hielt er fern von ihm.

Voll Eifer nützte der Mönch jede dieser schmalen Gelegenheiten und wußte erstaunlich viel aus ihnen zu machen. Wie ein Dieb bei der Nacht ging die neue Lehre um, und drang da und dort in Häuser und Herzen.

Neben dem Hauptgebäude der Burg dehnte sich bergaus ein freier Platz von den Brustwehren der Mauern umhegt, die schroff und tief zu den Grundfelsen abfielen. In seiner Mitte stand ein Bindenbaum und darunter ein Bänklein. Da war es schön zu sitzen und über die Zinnen hinweg gen Westen und Norden ins Land hinauszusehen, das sich mit waldigen und fahlen Höhen, mit felsbegrüntem und milden Gipfeln wellig bis ins freie Meilenblau breitete.

Wenn sein Tagewerk, das zumeist aus Jagen und Wandern bestand, getan war, pflegte Haderich da in der Abendkühle zu ruhen und Walburga einzuladen, daß sie komme und mit ihm plaudere.

Er hielt die Geschwister innerhalb seines Burgfriedens wie ebenbürtige Gäste. Sie teilten seinen Tisch, und seine Diener waren die ihrigen.

Wunibald aber wich ihm aus und betrachtete mißtrauisch die Gunk, die der Graf seiner schönen Schwester bezeugte.

Ihr hatte sich der kleine Hadfrid angeschlossen mit aller Innigkeit eines liebeheischenden Kindergemütes, dem die Mutter fehlte.

Urold sagte: "Sie wird dir aus dem Buben einen Christen machen."

"Er ist ohnedies schon einer," antwortete ihm Haderich. Dann aber hat er Walburga, vor dem Knaben Gespräche über die neue Lehre zu meiden. Ihr hinwieder befahl Wunibald, das Grafenkind zu befehlen. Sie half sich und suchte beiden recht zu tun, indem sie aus alten Göttergeschichten harmlose Märchen machte und dem Knaben die Botschaft des Heils in Bild und Ausdruck der Heldensage erzählte.

Und wenn Haderich die beiden sitzen sah, den Knaben lauschend an ihre Knie gelehnt, die Jungfrau mütterlich den Arm um ihn geschlungen, oder wenn sie Hand in Hand auf der Wiese vor dem Burgtor lustwandelten und Hadfrid fröhlicher denn je sein Glockengeplauder erklingen ließ, dann war ihm, er hätte seinen Lichtaffen noch nie so sicher geborgen gewußt...

Eines Abends saß der Graf mit Walburga unter dem Bindenbaum.

Wieder sprachen sie von alten und neuen Gottheiten, denn die Christin machte kein Hehl daraus, daß sie Haderich von ihrem Glauben zu überzeugen begehrte.

"Es ist schön und gut, was du sprichst," sagte Haderich. "Aber es will mir nicht ein, aus welcher Ursach wir uns ändern sollen. Was soll deine Lehre an uns bessern? Sind wir nicht rechtschaffene Leute auch unter unseren Göttern?"

"Ist Mord und Krieg, ist Rache und Gewalt Rechtschaffenheit?" warf das Mädchen auf.

Der Graf lächelte.

„Ich bin viel in christlichen Ländern gefahren,“ versetzte er. „Ich hab' nicht gesehen, daß euer Gott Krieg und Gewalt abgeschafft hat. Italien zerfleischt der Krieg erst recht, seit Konstantin das Kreuz erhob. In Franken erlischt die Flamme des inneren Haders nicht mehr, seit Chlodwig, der Starke, dem Wasser sich beugte und ein schwächliches Geschlecht hinterließ. Das Kreuz troff von Blut, wo immer es mir begegnete, und es gebietet wie ein Herrscher, der nur Knechte kennen will.“

„Auch das Gute setzt sich nicht ohne Gewalt durch. Die Welt ist schlecht und mehrt sich des Guten.“

„Nicht die Welt ist schlecht. Aber die Menschen wollen leben und herrschen. Ein Volk frisst das andere, das starke die schwachen. Ist's bei den Tieren anders? So war es, so wird es sein, bis der Wolf Walvater verschlingt. Das ändert kein weißer Gott und kein Heer von schwarzen Mönchen. Siehst du: wenn wir kämpfen, so tun wir's um der Ehre oder der Eroberung willen. Aber wir malen kein Kreuz auf unser Banner, um dem Feind glauben zu machen, wir schlägen ihn nieder, damit er selig werde. Auch lassen wir ihm seine Götter. Die unseren sind für uns allein.“

„Das ist es. Die Götter sind für ein Volk. Gott ist für alle Völker. Was sind eure Götter anderes, als Bilder eures Wesens mit allen seinen Tugenden und Lasten? Gott aber ist rein und ist größer, als ihn ein Mensch denken kann.“

„Was ist er dem Menschen, wenn man ihn nicht einmal denken kann? Wahr. Unsere Götter sind wie wir selbst. Unseres Wesens Urbilder. So wie ich möchte jeder sein wie Wotan, so stark wie Thor, so mild wie Balder. Keiner aber kann es so sein. Darum sind sie Götter. Und warum sagst du Laster? Die Götter sind frei. Ihnen ist nichts gut oder böse. Gut und Böse scheidet des Nachbars Zaun. Nehm ich den Apfel in meinem Garten, so ist er gut, nehme ich ihn drüben, so ist er böse. Sag Kräfte statt Laster. Der beherrscht sie, der wird von ihnen fortgerissen. Wo sie zusammenstoßen, gibt es Kampf. Offenen, ehrlichen oder tückischen, gemeinen. Ruhmvolles Töten oder elenden Mord. Liebe oder Unzucht. Das Ding bleibt was es ist. Aber das Recht muß der Kraft weichen. Drum sind der Richter neun für einen Kläger und einen Beschriebenen.“

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben.

Für Förderung evangelischer Liebesarbeit im heiligen Lande: Gemeinde Pommerode 74 \$, Gemeinde Hammonia 52 \$, zusammen 126 \$ = 6616 Mark. B.

Für „Wo am nötigsten“ von Karl Günther mit herzlichem Dank 3\$500 erhalten.

Pfarrer Lange.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Sonntag, 3. Sept., vorm., Gottesd. mit Beichte und heil. in Bahú; 2 Uhr nachm., in Belchior.

Mittwoch, 6. Sept., 7 1/2 Uhr abends, Gottesd. zur Feier der brasilianischen Unabhängigkeit.

Sonntag, 10. Sept., vorm., Gottesd. in der Belha.

Sonntag, 17. Sept., vorm., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 24. Sept., vorm., Gottesd. in Gaspar.

Sonntag, 1. Okt., 3 Uhr nachm., Gottesd. in Itoupava-Norte.

Freitag, 6. Okt., 3 Uhr nachm., Konfirmandenprüfung in Blumenau.

Sonntag, 8. Okt., 9 Uhr vorm., Einsegnung mit Beichte und heil. Abendm. in Blumenau.

Sonntag, 15. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Garcia; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Rußland.

Sonntag, 22. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. in der Belha; 7 1/2 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 29. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Belchior; 2 Uhr nachm., Gottesd. in Bahú.

An jedem Montag in Blumenau, Dienstags bei Ehrhardt in der Belha, Mittwochs in Altona, Freitags in Itoupava-Norte, findet nachm. von 3 bis 4 Religionsstunde statt.

Pfarrer Neumann.

Evangelische Gemeinde Itoupava.

Sonntag, 3. Sept., Gottesd. in Fidelis; danach Unterredung mit den Weihnachten Konfirmierten. (Konfirmandenscheine.)

Sonntag, 10. Sept., Konfirmation und heil. Abendmahl in Seraphim.

Sonntag, 17. Sept., Gottesd. in Itoupava.

Die Gottesdienste beginnen um 9 1/2 Uhr.

Sonntag, 24. Sept., Gottesd. in Itoupava-Nega.

Pfarrer Ollas.

Bereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 3. Sept., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 10. Sept., Gottesd. in Fortaleza.

Sonntag, 17. Sept., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Sonntag, 24. Sept., Gottesd. in Itoupavazinha.

Sonntag, 1. Okt., Gottesd. in Badensfurt.

Sonntag, 8. Okt., Gottesd. in Encano do Norte.

Sonntag, 15. Okt., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 22. Okt., Gottesd. in Fortaleza.

Sonntag, 29. Okt., Gottesd. in Alto Rio do Testo.

Durch irgend welche besonderen Verhältnisse bedingte Änderungen bleiben vorbehalten und werden rechtzeitig bekannt gegeben.

Die Gottesdienste beginnen um 10 Uhr vormittags.

Pfarrer Kessel.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sonntag, 3. Sept., Gottesd. in Ober-Nega.

Sonntag, 17. Sept., Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 24. Sept., Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 1. Okt., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 8. Okt., Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 15. Okt., Gottesd. in Ober-Serro.

Sonntag, 22. Okt., Gottesd. in Rio Serro.

Sonntag, 29. Okt., Reformationsfest in Pommerode.

Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 3. Sept., Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 10. Sept., Gottesd. in Carijós; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Obermulde.

Sonntag, 17. Sept., Gottesd. in Freiheitsbach.

Sonntag, 24. Sept., Gottesd. in Timbo; danach Kindergottesd.

Vom 25. Sept. bis 13. Okt. Urlaub res. Pfarrers.

Sonntag, 15. Okt., Gottesd. in Rio Abda.

Sonntag, 22. Okt., Gottesd. und heil. Abendm. in Beneditto Novo.

Sonntag, 29. Okt., Gottesd. in Cedro Alto.

Die Gottesdienste beginnen im Oktober um 9 Uhr.

Pfarrer Hohlfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Freitag, 1. Sept., 7 1/2 Uhr, Abendgottesd. in Neu-Stettin.

Sonntag, 3. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Krauel; 8 Uhr abends, Bibelfstunde in Hammonia.

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Alliança.

Sonntag, 3. Sept., 11 Uhr vorm., Gottesd. in der Schule am Cobras-Südarm; danach Friedhofseinweihung.

Sonntag, 10. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd. in Matador.

Sonntag, 17. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Südarm.

Sonntag, 24. Sept., 10 Uhr vorm., Gottesd. in der Contra.

Sonntag, 1. Okt., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Mosquito.

Sonntag, 8. Okt., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Bombas.

Sonntag, 15. Okt., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Braço do Trombudo.

Sonntag, 22. Okt., 10 Uhr vorm., Gottesd. am Hinteren Trombudo.

Pfarrer Hahn.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 3. Sept., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 10. Sept., Gottesd. in Brusque, danach Kindergottesd.

Sonntag, 17. Sept., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 24. Sept., Gottesd. in Brusque, danach Kindergottesd.

Sonntag, 1. Okt., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 8. Okt., Gottesd. in Brusque, danach Kindergottesd.

Sonntag, 15. Okt., Gottesd. in Brusque.

Pfarrer Ratsch.

Verantwortlicher Schriftleiter Pfarrer Neumann, Blumenau.